

Nils Heisterhagen

# **VERANTWORTUNG**

Für einen neuen  
politischen Gemeinsinn  
in Zeiten des Wandels



## Über den Autor

Nils Heisterhagen, geb. 1988, Dr. phil, ist Publizist und war Grundsatzreferent der SPD-Fraktion in Rheinland-Pfalz sowie Grundsatzreferent und Redenschreiber der letzten beiden IG-Metall-Vorsitzenden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet  
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0569-0

© 2020 by  
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH  
Dreizehnmorgenweg 24, D-53175 Bonn

Umschlaggestaltung: Hermann Brandner- gabor's , Köln  
Satz: Rohtext, Bonn  
Druck und Verarbeitung: CPI books, Leck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2020

Besuchen Sie uns im Internet: [www.dietz-verlag.de](http://www.dietz-verlag.de)

»Der Westen ist in der kalten Jahreszeit des exzessiven Individualismus und sehnt sich nach der Wärme der Gemeinschaft, die menschliche Beziehungen wieder erblühen lässt.«

(Amitai Etzioni)<sup>1</sup>

»Der Individualismus hat die Überhand gewonnen. Das Ungleichgewicht ist so groß, der Kollektivismus so schwach, dass der Ausgleich nicht mehr funktioniert.«

(Raphael Glucksmann)<sup>2</sup>



# Inhalt

<b>1. Einleitung: Verantwortung aus Liebe zur Welt</b>	<b>9</b>
<b>2. Politische Verantwortung in Zeiten des Umbruchs: Für eine Politik des linken Aufbruchs</b>	<b>39</b>
2.1. Das Scheitern des (Neo-)Liberalismus	39
2.2. Von der Polarisierung der Identitätspolitik	50
2.3. Links und Rechts wieder eine Bedeutung geben - ohne den Common-Sense zu verlieren	61
2.4. Populismus und populäre Politik	89
<b>3. Individuelle Verantwortung</b>	<b>105</b>
3.1. Welche Moral?	105
3.1.1. Moral und Moralismus	105
3.1.2. Moralismus als Anti-Politik: Oder warum zu viel Moral Politik verhindert	119
3.1.3. Eine Moral für das Gemeinwesen	123
3.2. Das Ideal des Staatsmannes	137
3.3. Verantwortung der Intellektuellen: Philosophen interpretieren die Welt. Aber verändern müssen sie andere?	157

<b>4. Die Verantwortungsgesellschaft</b>	<b>171</b>
4.1. Wider den radikalen Individualismus	171
4.1.1. Postmodernismus und Neoliberalismus - passt zusammen und passt nicht zusammen. Eine Kritik	174
4.2. Die »Sprache des Wir« wiedergewinnen	177
4.3. Solidarität: Einer für alle und alle für einen	180
<b>5. Schluss: Frage nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern was Du für dein Land tun kannst</b>	<b>187</b>
<b>Nachwort: Für eine Verantwortungslinke</b>	<b>195</b>
<b>Anmerkungen</b>	<b>203</b>

# 1.

## Einleitung: Verantwortung aus Liebe zur Welt

Seit ich begonnen habe, grundlegender nachzudenken, mithin Philosophie zu betreiben, war es ein Gedanke, der mich stets begleitet hat und den ich nicht wieder loswerde.

Diesen Gedanken fand ich bei der Philosophin Hannah Arendt. Und er dreht sich um das, was sie »amor mundi« (Die Liebe zur Welt) nennt.

Eigentlich sollte bereits ihr Hauptwerk »Vita activa«<sup>3</sup> die Worte »Liebe zur Welt« im Titel tragen. Eine gelungene Einführung in ihr Werk und ihre Person ist sogar überschrieben mit »Hannah Arendt. Oder die Liebe zur Welt«.<sup>4</sup> Diese Liebe zur Welt, so wird es zumindest suggeriert, hat etwas von der Person Ausgehendes. Die Liebe zur Welt kommt von jemandem.

Allerdings hatte Arendt ein Verständnis von der »Welt«, das eher das Zwischenmenschliche im Blick hatte. Grundsätzlich war der Begriff »Welt« bei Arendt ein Begriff der Relation und der Beziehung. Er beschreibt, was die Welt der Menschen ausmacht und zusammenhält. Die Welt hat man zusammen. Die Welt verbindet.

Bleiben wir aber, zumindest hier und jetzt, bei dem Gedanken, dass Liebe zur Welt etwas ist, was eine Person beweist oder eben nicht beweist. Gehen wir davon aus, dass Liebe zur Welt etwas ist, was man tun kann, als einzelne Person. Beschreiben wir die Liebe zur Welt also einerseits als Haltung, aber auch als individuellen Handlungsimpuls.

Und dann stellen wir uns mit Hannah Arendt folgende Frage: »Amor Mundi – warum ist es so schwer, die Welt zu lieben?«<sup>5</sup>

Nun kann man im Lichte dieser Frage viele politische Ereignisse und Tendenzen bewerten, die zuletzt stattfanden. Nehmen wir den Aufstieg

des »Rechtspopulismus« als Kernbeispiel. Ausgehend von dieser Frage kann eine Antwort einerseits sehr einfach, andererseits sehr schwierig sein.

Denn man könnte es sich leicht machen und sagen: Ja, diese Rechten von der AfD oder dieser Donald Trump, die betreiben eben Hass und Hetze, man muss nur Liebe dagegensetzen. Die Frage wird also zurückgegeben, und zwar etwa so: Lieber Donald Trump, warum bist du eigentlich so ein hasserfüllter Mensch? Warum fällt es dir so schwer zu lieben?

Die Folge dieser Bewertung wäre ein tiefes Kopfschütteln und eine Art Liebes-Offensive. So könnte man sich moralisch in die Position versetzen zu sagen: Ich bin der Liebende und du bist der Hassende. Du bist eine verachtenswerte Person und ich bin dir überlegen.

Nun kommt man leider zu dem Punkt, dass im Fall von Donald Trump die verachtenswerte Person, ja dieser scheinbare Hass-Mensch, um im Bild zu bleiben, auf demokratischem Wege die Wahl gewonnen hat, Präsident wurde und als solcher entscheidet und regiert.

Nun gibt es darauf eine einfache Antwort. Man verbringt vier Jahre kopfschüttelnd und vergewissert sich selbst darüber, dass man selbst zu den Guten gehört, während Trump und die Trumpisten einfach nicht in der Lage sind, die Welt zu lieben. Man liest etwa bestimmte Bücher – nennen wir für den deutschen Kontext das Buch von Carolin Emcke »Gegen den Hass«<sup>6</sup> – und begnügt sich damit, sich als liebende Person selbst gut zu finden. Damit spricht man dann in eine liberale Echokammer hinein, die wie ein Zirkel der Selbstbestätigung und der Ermunterung wirkt: *Du bist nicht allein. Du bist auf der guten Seite.* In dieser Echokammer bestärkt man sich selbst seiner »Haltung«. Im Sinne von: Also »für mich« ist es leicht, die Welt zu lieben. Und für meine Freunde auch.

Daraus folgt dann oft die Mission: Seht es doch genauso wie ich oder wir! Liebt doch einfach! Was ist daran schon so schwer?

In dieser Echokammer wird eine *Haltung* gefordert.

Mein Argument in diesem Buch ist aber, dass es sehr oft bei der selbstreferenziellen Haltung bleibt und die Haltung auf diese Weise erstens selten in Handlung mündet und zweitens Distinktionen befördert. Kurz: Diese Haltung hat oft eine trennende Konsequenz und keine vereinende. Sie ist eine Form der Identitätspolitik, die genauso wie die rechte Identitätspolitik eines Donald Trump oft suggeriert: Bist du auf meiner Seite oder bist du es nicht? Entscheide dich.

Diese Identitätspolitik ist aus meiner Sicht, egal ob sie von Liberalen oder von Rechten kommt, eines der zentralen Probleme der politischen Diskursführung dieser Tage. Meine zwei zentralen Argumente sind: *Erstens*: Mit dieser Form der Identitätspolitik steht sich die Linke selbst im Weg. *Zweitens*: Liebe zur Welt kann man weniger durch Haltung beweisen, sondern vor allem durch Handlung. Ohne den *Mut zur Verantwortung* kann man die Liebe zur Welt nicht realisieren. Es kommt immer darauf an zu verändern. Also nicht nur reden, sondern auch machen. Realität wird in erster Linie materiell geschaffen. Der Diskurs hingegen hat kein Eigenleben, keine Parallelexistenz, obwohl es heute vielfach so wirkt. Der Diskurs kann sich über das Reale weder ermächtigen noch ist er mächtiger. Wer glaubt, dass alles Diskurs ist, der irrt. Wer sich also zentral auf den Diskurs selbst fokussiert, verliert sich und verliert politisch.

Ich werde in diesem Buch argumentieren, dass es einer *Reformlinken* darum geht, in einem sozio-ökonomischen Sinne Reformen zu unternehmen, die Sicherheit und Wohlstand für alle zum Ziel haben, wohingegen es einer *Kultur- oder Diskurslinken* hauptsächlich darauf ankommt, über ihre Haltung und ihre Weltsicht zu sprechen. Die *Reformlinke* ist materiell orientiert, wohingegen sich die *Diskurslinke* in einer selbstgeschaffenen Illusion eines Eigenlebens und einer Eigenmächtigkeit des Diskurses verliert. Ihr sturer Vorsatz, sich einzig auf die öffentliche Meinung und ihre Auswirkungen zu konzentrieren, hält sie davon ab, etwas zu tun. Die Reformlinke hingegen ist darauf ausgelegt, Gesetze durch

den Bundestag zu bekommen, die das Leben ihrer Repräsentierten materiell verbessern oder sichern.

Dieser Konflikt innerhalb der Linken ist nichts Neues, er ist jedoch in den letzten Jahren offen zutage getreten und erschwert nicht nur die Mehrheitsfähigkeit der politischen Linken als Ganzes, sondern drängt den politischen Diskurs in eine identitätspolitisch getriebene Form. Die Folge dieser *identitätspolitischen Wende* ist Poesie-Politik, Stimmungspolitik und das Vordringen der politischen Kommunikation als zentrales Spielfeld politischer Aktion – wohingegen die konkrete Realpolitik im Klein-Klein des Regierungsapparates versandet. Anders gesagt: Die Diskurslinke dominiert gerade innerhalb der Linken und die Reformlinke ist in der Minderheit. Die Dominanz der Diskurslinken bestärkt und ermöglicht aber die identitätspolitische Wende. Das hat Auswirkungen darauf, »wie« Politik heute zunehmend gemacht wird und »wer« das tut.

Während sich der frühere Politikertypus anhand konkreter sachlicher Vorschläge zu profilieren suchte und dafür wusste, dass er selbst sich für seine Facharbeit umfassend zu qualifizieren hat, scheint heute ein neuer Politikertypus zu entstehen, der vor allem auf seine politischen Kommunikationsfähigkeiten achtet – insbesondere seine Social-Media-Arbeit – und in der Folge seine Facharbeit und die Qualifikation dafür vernachlässigt. Innerhalb der Linken ist diese Tendenz der *Kommunikationswende* besonders auffällig, wodurch die Linke zu einer *politischen Kommunikationslinken* avanciert, die viele Hashtags produziert, aber vergisst, an konkreten innovativen Vorschlägen für realpolitische Veränderung zu arbeiten. Besonders die SPD marginalisiert diese Kommunikationswende, wohingegen die Grünen von ihr profitieren, weil sie auf der Klaviatur der Stimmungspolitik besser zu spielen vermögen. Die Grünen waren schon immer mehr die *Poesiepolitiker*, wohingegen die Sozialdemokraten die *realpolitischen Malocher* waren. Seitdem die Sozialdemokraten diese realpolitische Reformfähigkeit schleifen lassen und die Grünen dürftig nachahmen, gehen sie unter, verscheuchen Wähler

ins Nicht-Wähler-Lager und zu anderen Parteien, tendenziell zu rechten und rechtsliberalen Parteien, und tragen so erst recht zu einem »Rechtsruck« der Gesellschaft bei, den sie anschließend nur umso heftiger beklagen. Zudem machen sie die Grünen und ihre Poesie – man darf hier auch von der grünen kulturellen Hegemonie reden – erst recht stark. Für die SPD und Linkspartei muss daher eine Veränderung geschehen.

Aus meiner Sicht muss die politische Linke – wozu ich hier momentan eindeutig nur die SPD und die Linkspartei zählen kann und will – daraus ausbrechen, zentral über Werte und Weltbilder zu sprechen. Gemeint ist hier vor allem aber die Sozialdemokratie. Sie muss vielmehr wieder eine *Reformlinke* werden, die etwas mit Gesetzen verändern will. Diese Forderung ist nicht neu, aber relevant wie nie.

Der US-amerikanische Philosoph Richard Rorty hat die Problematik zwischen der Kulturlinken und der Reformlinken schon vor gut 20 Jahren auf den Punkt gebracht, als er in seinem Buch »Stolz auf unser Land« schrieb:

»Die Linken in den Hochschulen haben es zugelassen, daß Kulturpolitik an die Stelle der eigentlichen Politik trat, und haben der Rechten in die Hände gespielt, indem sie kulturelle Fragen in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion stellten. Statt neue Gesetze vorzuschlagen, vergeuden sie ihre Kräfte auf Fragen, die von den Bedürfnissen des Landes so weit entfernt sind wie Adams' Gedankenspiele über die Jungfrau und den Dynamo.«<sup>7</sup>

Wehmütig klagt er in diesem Buch darüber, wo denn die reformistische Linke geblieben sei. Die Kulturlinke ziehe sich in die Rolle des Beobachters und des Zuschauers zurück und vergesse ihren Handlungsauftrag. Denn die Linke sei nun mal eine »Partei der Hoffnung« und wenn sich »eine Linke auf Zuschauerrolle und Rückblick beschränkt, ist sie keine Linke mehr«.<sup>8</sup>

Übertragen auf heute bedeutet das in etwa, dass die Linke sich nicht nur als Kommentator der Entgleisungen von rechts begreifen sollte, nicht den 1. Mai nur als Folklore begehen und nicht nur darüber sprechen sollte, welche Werte zu haben eigentlich richtig ist.

Richard Rorty rief in seinem Buch damals unüberhörbar der Linken zu: Ihr müsst euch als Handelnde begreifen!

Und es ist genau das, was ihm bei der »neuen Linken« fehlt. Anstatt auf »politischen Wandel« hinzuwirken, wolle sie vor allem nur noch »kulturellen Wandel« bewirken. Polemisch gesagt: Die linken Intellektuellen schreiben schöne Essays darüber, welche Sexualmoral korrekt und welche Haltung insbesondere zu religiösen und ethnischen Fragen und zum Zusammenleben im Generellen richtig ist, machen aber kaum noch Vorschläge, wie man den Kapitalismus sozial eindämmen könnte. Sie haben auch keine Hoffnung mehr. Die »konkrete Utopie« (Ernst Bloch) ist ihnen gewissermaßen abhandengekommen. Stattdessen spezialisierten sich die Vertreter der neuen Linken, so Rorty, auf eine »Politik der Differenz oder der Identität oder der Anerkennung. Diese kulturelle Linke beschäftigt sich mehr mit dem Stigma als mit dem Geld.«<sup>9</sup> Oder wie er es versinnbildlicht: Die Linke habe sich von Marx abgewandt und Freud zugewandt.<sup>10</sup> So konnte es passieren, dass die linken Intellektuellen so etwas wie Psychologen und Pädagogen der Gesellschaft wurden und den Materialismus weitgehend vergaßen. So sei der »Hauptfeind« der neuen kulturellen Linken heute ein »geistiges und kein Wirtschaftssystem«.<sup>11</sup> Kurz gesagt: Sie wollten eher Erzieher als Reformers sein. »Sie spricht eben nicht gern vom Geld.«<sup>12</sup> Dieses harte Urteil über die kulturelle Linke hat Rorty wohlbemerkt bereits vor 20 Jahren geschrieben und sah darin bereits damals das zentrale Problem der Linken.<sup>13</sup>

Die Linke – womit er vor allem die linken Intellektuellen meint – habe ihren Reformeifer also aufgegeben. Was Rorty damit meint, ist, dass die Linke auch ihren Widerstand und ihren Kampf gegen die »Kapitalisten« habe schleifen lassen. Das habe nun aber Folgen.

Dadurch, dass die Linken ihren Widerstand gegen soziale Ungleichheit und Unsicherheit schleifen ließen, ermöglichten sie einer »kosmopolitischen Oberschicht«<sup>14</sup> den Aufstieg. Und bereits damals analysierte Rorty treffend, dass ein »wirtschaftlicher Kosmopolitismus« eine Hochzeit mit einem »kulturellen Kosmopolitismus« eingehe, der nur auf das »reichste Viertel der Amerikaner beschränkt« sei.<sup>15</sup> In gewisser Weise wirft Rorty den linken Intellektuellen – also seinesgleichen – vor, mit ihrer Art, »links« zu sein, doch nur der Bourgeoisie zu dienen. Doch irgendwann hätten die Abgehängten und die frustrierte Mitte genug von all der ökonomischen Unsicherheit, der Erosion des »Amerikanischen Traums« und der Einseitigkeit der Linken mit ihren Kulturthemen und dann würde es einen »Bruch« geben: »Die ärmeren Wähler würden zu dem Schluß kommen, daß das System versagt habe, und einen starken Mann wählen wollen, der ihnen verspricht, daß unter ihm die feinen Bürokraten, raffinierten Anwälte, überbezahlten Anlageberater und postmodernistischen Professoren nicht mehr das Sagen haben werden.«<sup>16</sup> Genauso ist es gekommen. Der »starke Mann« kam. Es war Donald Trump. Rorty hat vor 20 Jahren Donald Trump vorhergesagt.<sup>17</sup> Ich will hier nur kurz darauf hinweisen, dass Rorty vor allem sozial- und steuerpolitische Reformen gegen Auswüchse des neoliberalen Kapitalismus im Auge hatte, die auch schon zum Ende der 1990er-Jahre unübersehbar waren. Eine rein kapitalismuskritische Reformlinke würde jedoch zu kurz greifen und ein offenes Feld für moderate Konservative liefern. Daher sollte eine Reformlinke nicht nur nach der Verteilung des Wohlstandes fragen, sondern immer auch danach, wie ein Land eigentlich seinen Wohlstand verdienen will. Wachstumspolitik, die etwa den Staat als treibendes Instrument kluger Industrie-, Bildungs-, und Forschungspolitik und damit letztlich als den zentralen Investor der Nation betrachtet, sollte auch zur Agenda der Reformlinken gehören – und damit sollte die Reformlinke immer auch eine *Wirtschaftslink* sein. Jedenfalls ist es so, dass die Diskurslinke oder Kulturlinke für moderat Konservative, kluge Liberale und Rechtspopulisten die größtmögliche

Angriffsfläche bietet und die größtmögliche Leerstelle hinterlässt. Die Diskurslinke hinterlässt ein offenes Feld, in das andere Parteiformationen wie Eroberungstruppen einfallen können, solange eine Reformlinke fehlt, die das Feld verteidigt.

An dieser Stelle wird das Dilemma deutlich, das mit folgender Frage beginnt: Warum ist es so schwer, die Welt zu lieben?

Denn auch wenn es richtig ist, dass Linke jahrelang, ja jahrzehntelang für eine neue Kultur warben, die etwa Minderheiten mehr Teilhabe und Sichtbarkeit bringen, Hass und Ressentiment mildern, die Menschen freundlicher und friedlicher machen sollte, so gibt es doch einen Punkt, an dem vielen bewusst wird: Es geht ihnen eben nicht nur darum, dass wir darüber sprechen, welche Moral heute geboten ist. Stattdessen schauen sie auf ihren Kontostand, werfen einen Blick in ihren Geldbeutel, betrachten ihre ganz persönliche Situation und sagen: Mich nervt es, dass ich so wenig habe und andere so viel. Oder sie fragen: Was wird eigentlich aus meinem Betrieb? Und was kann die Politik tun, um mir zu helfen? Die Angst vor einer ungewissen Zukunft ist in den alten Industrieländern nahezu mit Händen zu greifen. Die Angst ist real.

Aus Angst können Wut oder Frust entstehen. In dem Fall kommt es darauf an, wie man diese Gefühle kanalisiert. Man kann sie links kanalisieren, indem man Reformen vorschlägt, die möglichst untere und mittlere Einkommen verbessern, Vermögensungleichheit zurückfahren, Industriepolitik betreiben, mit Bildungsgerechtigkeit Ernst machen, die Integration ohne Ressentiments und mit realistischem Blick anpacken und Integrationspolitik nicht als Blümchenpolitik betreiben, damit sie in der Wirklichkeit gelingt – denn am Ende zählt, wie die Wirklichkeit aussieht, und nicht, wie man sie sich konstruiert. Das wäre der eine Weg, mit Wut und Frust umzugehen.

Es gibt aber noch einen zweiten Weg, der darin besteht, die Wut zu ignorieren, herunterzureden und als Hirngespinnste entlarven zu wollen. Dabei wird versucht, die Wut wegzukonstruieren. Oder vielmehr: sie als Ergebnis eines falschen Denkens darzustellen. Die Wut wird dann als

»unvernünftig« oder »ohne jeden Rückhalt in der Wirklichkeit« angesehen. Im Sinne der Kontingenz, der zufolge man etwas so oder auch anders sehen kann, wird einfach gefolgert, dass man nur im Kopf umparken müsse und eben »richtig« auf die Dinge blicken solle. Die Wut wird als Denkfehler »dekonstruiert«. Der Schlachtruf hieße schlicht: Denkt doch anders! Und dadurch, dass alles ja kontingent sei, könne man eben auch anders denken. Niemand müsse wütend sein. Es zähle nur, wie man denkt. In der Sprache soll dann das neue Denken vollzogen werden. Oder symbolisch gesprochen: Wer vorher Wutsmileys in den Social Media gepostet hat, soll nun ein Herzchen verwenden. Und je sensibler man in seiner moralischen Kommunikation werde, desto mehr helfe man dem »Diskurs« dabei, eine neue Wirklichkeit zu schaffen. Das Argument, das dieses Denken rechtfertigen soll, kann sich also nur rückblickend als sinnvoll erweisen, nämlich dann, wenn es durch eine Diskursverschiebung zu einer Veränderung der Wirklichkeit kommt. Hier geht es also zentral um »Diskursarbeit«. Nennen wir diese Vorgehensweise den »postmodernen Weg«.

Nun gibt es noch einen dritten Weg, auf die Wut zu reagieren. Dies ist ein Weg der rechtspopulistischen Parteien – die diesem Kurs zwar nicht immer in Idealform und nicht immer völlig offen, oft aber zumindest in der Suggestion folgen. So kann man auch dahingehend argumentieren, dass bestimmte Gruppen schuld daran seien, wie es einem geht. Trump hat so etwa einen ganzen Strauß an Ressentiments bedient, denen entsprechend wahlweise die Chinesen, mexikanische Migranten oder die Afroamerikaner an allem schuld seien. Und es verwundert kaum, dass es gerade dieser Weg war, der in den USA Erfolg hatte.

Denn der zweite, postmoderne Weg konnte Trump nichts anhaben. Trump hat seine Wahrheit schlichtweg selbst »konstruiert«, selbst seine Interpretationen vorgenommen. So konnte man sich nicht auf die Realität verständigen, sondern befand sich im Deutungskampf um diese und auch darüber, ob man überhaupt wütend sein dürfe oder eben nicht.